

Buchbesprechung

Autor(en): **Cadruvi, Donat / Donatsch, Peter / Wanner, Kurt**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1989)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.07.2024**

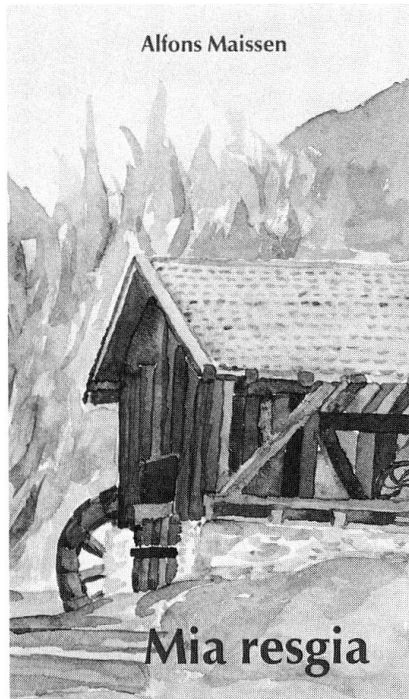
Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechung



Alfons Maissen

Mia resgia

Redaktion: Martin Cabalzar.

Nies Tschespet 59, Romania 1987.

140 Seiten, ill.

In der bedeutsamen belletristischen Reihe «Nies Tschespet», die von der Romania betreut und herausgegeben wird, nimmt Alfons Maissens «Mia resgia» eine besondere Stellung ein. Das Werk passt ganz und gar nicht in das Gesamtbild der erwähnten Publikationen. Es ist nicht blanke Erzählung, nicht Theaterstück und nicht Dichtung. Die Frage, wo das Buch denn einzugliedern sei, verursacht auch den Experten Kopfzerbrechen.

Wenn das stimmen würde, was der Verfasser in einer persönlichen Widmung angemerkt hat: Nichts anderes als eine sprachliche und stilistische Übung in unserer lieben Muttersprache! Das tönt so ganz bescheiden und anspruchslos. Die aufmerksame Lektüre belehrt den Leser aber eines besseren. Natürlich ist es auch die Erzählung, die da und dort sehr poetische Darstellung von Erfahrungen und Träumereien eines jungen Menschen, der mit Maschinen, mit einfachen, aber auch raffinierten Einrichtungen, mit Holz und Wasser umgeht wie mit Spielzeugen. Diese bewusste, wohltuende Beschäftigung mit den starken und grossen Dingen, die sonst dem Arbeitsbereich der Erwachsenen zugehören, fasziniert die Hauptperson – es ist natürlich eine Autobiographie im einfachsten Sinne des Begriffes – auch nach 75 Jahren. Auch zu einer Zeit, die jene Träume längst unter sich begraben hat.

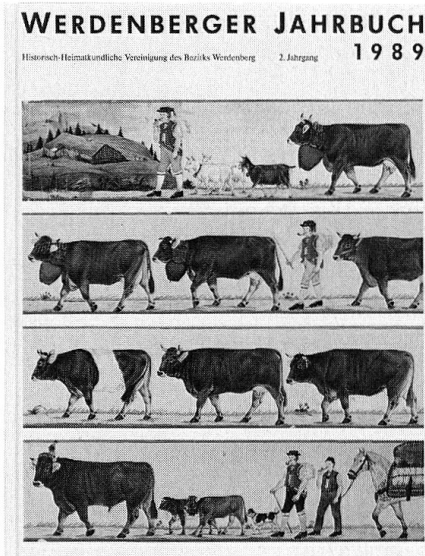
Welche Zeit und welche Umstände waren es denn nur? Die Fabrik des Vaters, ein Gewerbe oder unter den gegebenen Verhältnissen gar eine Industrie, umfasste eine Familie, zu der auch die Belegschaft gehörte. Es wurde versucht, entwickelt, ausprobiert, eingerichtet und tüchtig gearbeitet. Dies alles hat der Verfasser in jungen Jahren erlebt und jetzt in anspruchsvoller Sprache nacherzählt. Man spürt Schritt für Schritt, dass er ein Einzelgänger ist. Ein junger Mann, der gerne dem eigenen Geist und dem eigenen Vergnügen an heikler Arbeit folgt. Und dieser Einzelgänger, «in der Sache» ein Experte und im Gebrauch der Sprache von ungewohnter Meisterschaft, beherrscht auch die Darstellung des Stoffes.

Das ist es eben, was Kopfzerbrechen verursacht: Die Sprache, die uns in vielen Teilen unbekannt ist, die Sprache auch, die der Erfinder und Entwickler Alfons Maissen aus der Sache heraus gestaltet, fügt, belebt und zu kunstvollen Konstruktionen fördert. Es ist nicht jedermanns Sache, dies alles sofort zu begreifen, und so ist zu verstehen, dass ein Fachmann in einer Besprechung meinte, eigentlich hätte dem Buch eine systematische Erläuterung vieler Ausdrücke beigegeben werden sollen.

Bei allem bemüht sich Alfons Maissen aber um Sorgfalt und Einfachheit. Es sei ein Irrtum, zu glauben, dass alle Kreativität von oben – von den Vertretern der «hohen Kultur, von den Intellektuellen und von den Herrschenden» – komme. Auch das ist eine Aussage (S. 62), die für den Geist dieses mit Sehnsucht erwarteten, in der Sprache und in der Auffassung in gleicher Weise wertvollen Buches bezeichnend ist.

Donat Cadruvi

Buchbesprechung



**Historisch-heimatkundliche
Vereinigung:
Werdenberger Jahrbuch
1989**

2. Jahrgang,
Buchs 1988.
192 Seiten

«Alles über unsere Alpen wird der Leser dem Werdenberger Jahrbuch nicht entnehmen können. Aber vieles.» So beenden die Redaktoren Otto Ackermann, Noldi Kessler, Hans Jakob Reich und Hans Stricker ihr Vorwort. Und sie haben recht, besonders was das angeht, was der Leser wirklich findet.

Es scheint mir glücklich, ein Hauptthema für ein Jahrbuch zu wählen, denn auf diese Weise lässt es sich vermeiden, dass irgendwelche Ereignisse «aufgebauscht» und ihnen damit ein Gewicht verliehen wird, das ihnen gar nicht zusteht. Ein im Redaktionsteam vorher abgesprochenes Schwerpunktthema bietet Gewähr für interessanten Lesestoff, und die kompetenten Autoren sind in einem klar definierten Umfeld zu suchen. Ein solches Buch flattert nicht auseinander, das Hauptthema hält es zusammen, vorausgesetzt, es gibt genügend her.

Und das Thema «Alpwesen» gibt eine Menge her! Es ist im vorliegenden Jahrbuch 1989 in äusserst vielfältiger und informativer Art behandelt. Detailtreue und eine starke Verbundenheit mit der Heimat, ohne dabei in den Kitsch abzusinken, zeichnen die Beiträge aus. Die Verklärung der Tatsachen ist ja gerade beim Thema «Alpwesen» recht geläufig. Diese Klippe umschiffen die Autoren im Werdenberger Jahrbuch fast ausnahmslos glücklich. Für mich persönlich hätte der eine oder andere Beitrag der Gefühlsebene sogar ein bisschen näher kommen dürfen. Alp und Alpwesen sind doch nicht zuletzt auch stark emotional wirkende Bereiche, denn neben der ökonomischen hat die Alpfahrt doch auch eine geistige Komponente. Aber ein Fehler ist das nicht! Fehlen muss hingegen eine neue Überarbeitung werdenbergi-

scher Alpgeschichte; es liess sich offenbar kein Autor dafür finden. Mit Ausnahme des Berners Robert Kruker und Margarita Primas (Zürich) steuerten Werdenberger die Texte bei. Auch das ein Zeichen enger Verbundenheit der Werdenberger mit dem Thema – keine Selbstverständlichkeit, wenn man weiss, wie rasch traditionelles Volksgut mancherorts ob den Errungenschaften der Moderne vergessen wird.

Sachkenntnis und Detailreichtum in den Beiträgen zeigen deutlich: Mag auch die Bedeutung der Alpwirtschaft für die Wirtschaft unseres Landes gesamthaft gesehen abgenommen haben, vom Aussterben bedroht ist die Alpkultur noch nicht, im Gegenteil. Seit auch Akademiker und Städter auf die Alp gehen, hat das Alpwesen einen Aufschwung genommen, ist «salonfähig» geworden. Für die Region Werdenberg ist das Alpwesen allerdings nicht interessant geworden; es ist es immer gewesen.

Ein Wort zum Buch als Gesamtes. Das Werdenberger Jahrbuch enthält Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald. Es wird abgesichert durch eine Defizitgarantie der Gemeinden und ist finanziert durch Beiträge zahlreicher Institutionen und Firmen. Allein schon die Liste der «Sponsoren» deutet auf eine breite Abstützung des Buches in der Region hin. Einige weitere Beiträge zu Werdenberger Themen sowie eine Chronik wurden am Schluss plaziert.

Peter Donatsch

Buchbesprechung



Guido Scaramellini, Günther Kahl
und Gian Primo Falappi

Der Plurser Bergsturz von 1618

La frana di Piuro del 1618 – storia
e immagini di una rovina
(Piuro 1988), 420 Seiten, 53 Abbil-
dungen und über 500 Quellen-
repros, Fr. 55.—

Es war wohl einer der schwärzesten Augenblicke in der Geschichte des Freistaates der Drei Bünde (1512–1797), als vor 371 Jahren, am 25. August 1618 (4. September nach neuem Kalender), ein Bergsturz den reichen Flecken Plurs (Piuro) bei Chiavenna unter sich begrub. Dieser Ort war durch seine Lavezsteinindustrie als Warenplatz für den deutschen und italienischen Handel und als Wohnsitz der wohlhabenden Familie Vertemate bekannt und berühmt.

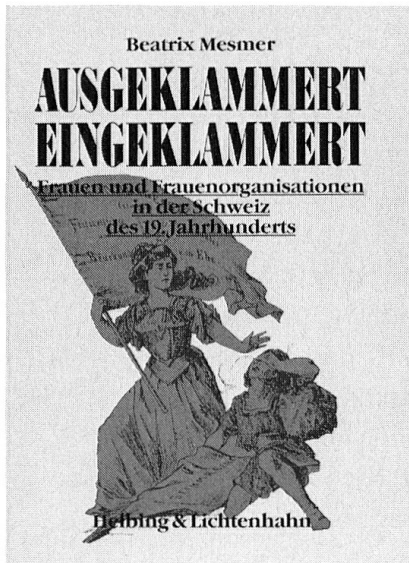
Nun ist kürzlich durch die Italienisch-Schweizerische Vereinigung für die Ausgrabungen in Plurs ein grossformatiges, prächtig illustriertes Buch herausgegeben worden, das ein einzigartiges Dokument über diese gewaltige Naturkatastrophe darstellt. In insgesamt vier Kapiteln wird darüber berichtet: Prof. Guido Scaramellini aus Chiavenna schildert die Geschichte von Plurs von der Bronzezeit bis zu dessen Untergang zu Beginn des 17. Jahrhunderts, wobei er vor allem auf den Bergsturz und seine Folgen eingeht und die verschiedenen Quellen, die von 320 bis zu 20 000 Opfern sprechen – etwa 1500 dürften es gewesen sein – kritisch beleuchtet. Besonders wertvoll ist auch Scaramellinis Darstellung der Ausgrabungen, die noch im vergangenen Jahr zu aufsehenerregenden Münzfunden aus dem 15./16. Jahrhundert geführt haben.

Der Mainzer Kunsthistoriker Günther Kahl gibt einen umfassenden Überblick zur Ikonographie von Plurs und geht dabei auf die über 50 bekannten Darstellungen ein, die grösstenteils kurz nach dem Bergsturz entstanden sind. In einem 3. Kapitel stellt Gian Primo Falappi aus

Sondrio die Berichte über Plurs vor, die vor der Katastrophe verfasst wurden, darunter jenen des Bündner Chronisten Ulrich Campell aus den Jahren 1571–73, erschienen in der «Raetia alpestris topographica descriptio». Falappi hat auch alle Dokumente gesammelt (sie sind nicht nur in einer italienischen Abschrift, sondern auch im Originaltext abgedruckt), die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts über den Untergang von Plurs veröffentlicht wurden; es sind deren 89, die nicht nur aus Chiavenna und Mailand, Zürich und Basel, sondern auch aus Nürnberg und Frankfurt, Paris und London, Prag und Krakau stammen. Dies ist ein deutlicher Beweis dafür, dass der Untergang von Plurs nicht nur ein regionales, sondern ein Ereignis von europäischer Bedeutung darstellte, das auch mehrfach Gelegenheit bot, die Menschen zu massvollerem Tun und gottgefälligerem Handeln zu ermahnen. Unter diesem Aspekt dürfte dieses Buch nicht nur von historischem Interesse sein, und nicht umsonst erinnert der Präsident der Herausgeberkommission, Lario Wazzau aus Borgonovo, in seinem Geleitwort an die Unwetterkatastrophe vom Juli 1987 im Veltlin.

Kurt Wanner

Buchbesprechung



Beatrix Mesmer

Ausgeklammert – Eingeklammert

Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts. Basel, Verlag Helbing & Lichtenhahn 1988. 366 Seiten, illustriert, Fr. 56.—

In ihrem Buch «Ausgeklammert – Eingeklammert, Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts» rollt die Berner Geschichtspräsidentin Beatrix Mesmer die Sozialgeschichte des Schweizerischen Bundesstaates aus dem Blickwinkel des Geschlechterdualismus auf und fragt nach den Konsequenzen, die diese Teilung der Gesellschaft auf das Leben der Frauen hatte und bis heute hat.

Mesmer geht davon aus, dass es eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung schon immer gegeben hat, dass eine ideologische Zementierung dieser Arbeitsteilung durch die Festlegung von «Geschlechtercharakteren» jedoch erst während der Industrialisierung nötig wurde, als die ausserhäusliche Erwerbsarbeit und die familiäre Reproduktionstätigkeit immer weiter auseinanderdrifteten.

Als 1831 in den regenerierten Kantonen der Schweiz neue Verfassungen erarbeitet und in Kraft gesetzt wurden, konnten die Liberalen damit einen grossen Sieg feiern. Die ständische Gesellschaftsordnung und die Bevormundung durch die Kirche waren abgeschafft, von nun an sollte die Teilnahme an Gesetzgebung und Regierung nicht mehr vom Zufall der Geburt abhängen. Trotz naturrechtlichem Ansatz, trotz Aufklärung, Demokratie und Fortschritt enthielten die neuen Kantonsverfassungen jedoch einen nicht zu übersehenden Widerspruch, der für die Entwicklung des modernen Staates seine Folgen haben sollte. Wer nämlich als Frau geboren wurde, war auch in der neuen Demokratie von jeglicher politischer Mitbestimmung ausgeschlossen.

Während die Männer nun mit dem (idealen) Staat direkt in Beziehung standen und von ihm als eigenständige, vernunftbegabte Wesen anerkannt wurden, blieb der Rechtsstatus der Frauen in der alten Ordnung stecken. Weiterhin wurden sie über ihre Herkunft und durch ihre Familie (Vater, Mann, Brüder) definiert und durch sie «vertreten», weiterhin wurden ihnen (wie früher einem grossen Teil der Männer) die Ausübung politischer Rechte und ihre bürgerliche Handlungsfreiheit vorenthalten: Die dualistische Gesellschaft war geboren.

«Mit dieser unterschiedlichen Rechtssprechung legalisierte der liberale Staat die Zweiteilung der Gesellschaft in einen nach naturrechtlichen Prämissen gestalteten männlichen und in einen nach überkommenen ständischen Regeln gestalteten weiblichen Teil.»

Begründet wurde diese Ausgrenzung der weiblichen Bevölkerung mit ausländischen Vorbildern und mit der Tatsache, dass den Frauen durch ihre Reproduktionsfähigkeit seit jeher der Arbeitsbereich in Haus und Familie zugedacht sei. Mit der Trennung der innerhäuslichen und der ausserhäuslichen Arbeiten bekamen Männer also neue Befugnisse und Freiheiten, gleichzeitig sorgten sie aber auch dafür, dass an ihrer Verfügungsgewalt innerhalb der Familie nicht gerüttelt wurde.

Gibt es *die* Frauenbiografie, *das* verbindende Moment zwischen den verschiedenen Lebensläufen von Frauen? Ja, trotz aller Divergenzen im sozialen Status und im politischen Umfeld gibt es eine Geschichte der Frauen. Die Tatsache der weiblichen Gebärfähigkeit verbindet die verschiedensten Frauenbiografien miteinander und bringt sie in einen grösseren Problemzusammenhang. Beatrix Mesmer prägte dafür den Ausdruck des «Doppelten Gebrauchswerts» der Frauen. In der traditionellen Wirtschaft des ganzen Hauses gingen reproduktive Arbeit, also Haushaltsführung und Kinderaufzucht, Hand in Hand mit produktiver Arbeit. Als während der Industrialisierung die Erwerbsarbeit immer mehr aus dem Haus ausgelagert wurde, beschränkte sich die Tätigkeit der Frauen immer stärker auf die Reproduktion. Erwerbsarbeit wurde entgolten, Hausarbeit war ein «Liebeswerk».

Das dualistische Modell wurde von Bürgertum und den Arbeitgebern eifrig propagiert und gefördert. Es sollte Ziel jeder Frau werden, zuhause für die Familie sorgen zu können.

Dieses dualistische Modell ging soweit, dass es auch für unverheiratete und kinderlose Frauen als deklassierend galt, einer ausserhäuslichen Erwerbsarbeit nachzugehen. Den vielen Ledigen wurde empfohlen, sich als Dienstmagd oder Gouvernante einer Familie anzuschliessen. Da Berufsausbildungen den Knaben vorbehalten waren,

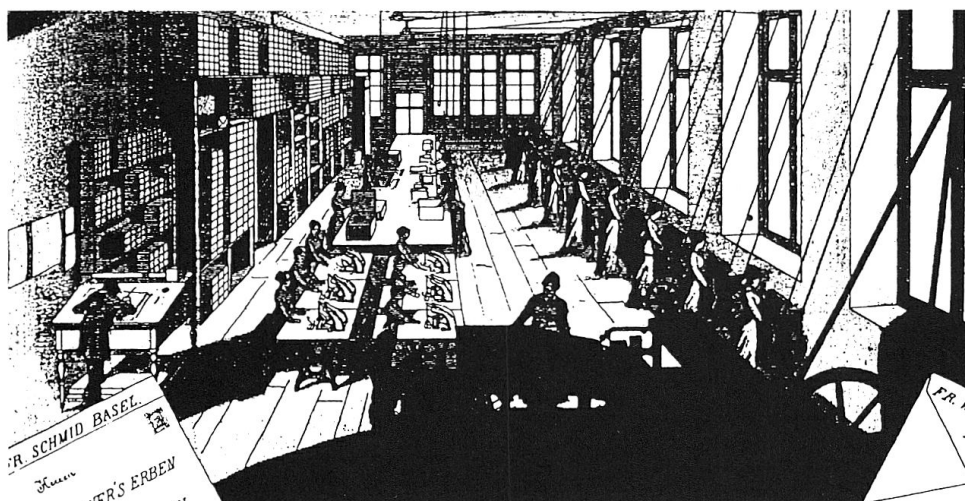


Illustration aus dem Buch «Ausgeklammert – Eingeklammert» von Beatrix Mesmer.

trotzdem aber viele Mädchen und Frauen ihren Lebensunterhalt allein finanzieren mussten, wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die «Frauenerwerbsfrage» zunehmend zur «Sozialen Frage». Die Diskussion um eine Berufsausbildung für Mädchen kam in Gang, und die *Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG)* schlug mit ihren Forderungen gleich zwei Fliegen auf einen Schlag. Die Mädchen sollten einen Beruf erlernen, mit dem sie sich zur Not selbst ernähren konnten, ihre Berufskennntnisse sollten sie aber auch dazu befähigen, den Haushalt *noch* rationeller und sparsamer zu führen. Wenn Frauenarbeit schon unumgänglich war, dann hatte sie sich wenigstens im Rahmen der «weiblichen Bestimmung» zu halten. Die Fabrikarbeit von Tausenden von Proletarierinnen war sowohl der SGG als auch sozialistischen ReformersInnen ein Dorn im Auge. Um ihre Rückkehr nach Hause durchzusetzen, nahm man sogar Eingriffe ins liberale Prinzip der Vertragsfreiheit in Kauf.

Das Fabrikgesetz von 1877 stellte einen solchen Eingriff dar, in dem es die Arbeitszeit regelte und Nacht- und Sonntagsarbeit für Frauen verbot. Allerdings ging es dabei nicht so sehr um die Gesundheit der Frauen, als vielmehr um die bessere Betreuung der Kinder.

Weiteren Anlass zu Besorgnis gab die gefährdete Volksgesundheit, Erscheinungen wie Alkoholismus, schlechte Hygiene, Mangel- und Fehlernährung, die um so häufiger auftraten, je weniger Zeit die Frauen zu Hause verbringen konnten. Das Hauswesen – und damit die Volksgesundheit und die Wehrkraft – war in Gefahr, die SGG organi-



sierte hauswirtschaftliche Wanderkurse und rief eine Kochschulkommission ins Leben. Solche Kurse sollten die Frauenarbeit aufwerten, sie zementierten aber auch die Ansicht, dass Frauenarbeit als *innerhäusliche* Reproduktion für Gesellschaft und Staat am nutzbringendsten sei.

Die Frauenverbände, die sich in der Schweiz erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts formierten, übernahmen die dualistische Rollenverteilung und förderten ihre Verbreitung, indem sie grossen Wert auf die Ausbildung der Frauen in Hauswirtschaftslehre und im sozialen Bereich legten.

Das Ziel des *Vereins für die Hebung der Sittlichkeit*, der nach seiner Gründung 1867 schnell zur einflussreichsten Frauenorganisation der deutschen Schweiz anwuchs, war die Bekämpfung der öffentlichen Unzucht. «Gefallenen Mädchen» wurde durch praktische Hilfe der Weg zurück in ein geordnetes Leben erleichtert. Den Grund für die Attraktivität dieses Vereins sieht Mesmer in der Angst der (von Männern abhängigen) Frauen vor einer ungezügelter Sexualität, vor einer Bedrohung ihres Ehestandes von aussen. Der *Verein zur Hebung der Sittlichkeit* erreichte einen so grossen Einfluss, dass er die gesellschaftlichen Toleranzgrenzen mitbestimmte.

Mit der Gründung des *Schweizerischen Frauen-Verbandes (SFV)* 1882 wurden die vier wichtigsten Frauenorganisationen in einem Dachverband zusammengefasst. Ihr Konsens in den Statuten: «Die Schweizer Frau anerkennt auf dem Boden der gemeinnützigen Hilfe keine Partei, noch auf religiösem Gebiet; sie fühlt sich solidarisch verbunden mit den Niedrigsten und Ärmsten ihres Geschlechts.» Frauen hatten also in erster Linie unpolitisch und «unabhängig», dann aber auch sozial tätig zu sein.



Illustration aus dem Buch «Ausgeklammert – Eingeklammert» von Beatrix Mesmer.

Die Zielsetzung des SFV: Verbesserung des Ehe- und Erbrechts, Gründung von Dienstboten- und Haushaltschulen, Unterstützung der von ihren Männern vernachlässigten Frauen, Bekämpfung der Prostitution. Diese verschiedenen Zielsetzungen liessen sich jedoch nicht unter einen Hut bringen. Bald schon traten Spannungen zwischen den verschiedenen Parteien auf und 1888 spaltete sich der SFV in zwei Gruppierungen.

Unter dem alten Namen konstituierte sich der Verband um die Ärztin Caroline Farner neu. Sie gab eine Beilage zur Schweizer-Frauen-

Zeitung heraus. Ihre engste Mitarbeiterin war die Bündner Historikerin Meta von Salis, die 1887 nach dem Abschluss ihres Studiums dem Verband beitrug. Meta von Salis setzte sich besonders gegen die hauswirtschaftliche Zwangsausbildung der Mädchen ein, war sie doch vor dem Studium von ihrem Vater selbst in ein «Institut» gesteckt worden.

Ein wichtiges Ereignis in der Geschichte der Frauenorganisationen war die Trennung der bürgerlichen Vereine von den sozialistisch orientierten Arbeiterinnenvereinen. Immer mehr Sozialistinnen vertraten den Standpunkt, dass eine Zusammenarbeit mit bürgerlichen Frauenorganisationen unmöglich sei. Zuerst schien ein Kompromiss, eine eigene Politik in wirtschaftlichen Fragen auf der Basis des Klassenkampfes und ein Zusammengehen in der Frage des Frauenstimmrechtes noch möglich zu sein. Auf dem Delegiertentag 1912 beschlossen die Arbeiterinnenvereine auf Antrag der radikalen Zürcherinnen dann aber: «Sozialistische Frauenvereine dürfen nicht Kollektivmitglied bürgerlicher Frauenvereine sein.»

Als Gegenbewegung zu den sozialistisch orientierten Frauenverbänden konstituierten sich die katholischen Vereine. Mit Bildungsmöglichkeiten und Einkaufsgenossenschaften boten sie die gleichen Dienstleistungen an, sanfter Druck der Kirche machte sie zu den mitgliederreichsten und mächtigsten Verbänden der Schweiz.

Der grösste gemeinsame Nenner der Frauenorganisationen war immer der Anspruch auf politische Partizipation. Geschlechtsspezifische Unterschiede sollten damit jedoch nie negiert werden. Das dualistische Gesellschaftsmodell wurde von den allermeisten Schweizer Frauenorganisationen übernommen. Verlangt wurde die Anerkennung der *Gleichwertigkeit* des Beitrags der Frauen, von *Gleichheit* war in offiziellen Verlautbarungen nie die Rede.

Mesmers Buch ist ein wichtiger Beitrag zu einer vollständigeren Geschichte der Schweiz. Das Kapitel der gar nicht so stummen Mehrheit nämlich, die sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten engagiert hat und in einem mehr als hundertjährigen Kampf den Boden für das vorbereitet hat, was jetzt in vergleichsweise kurzen Zeitabständen eingeführt wurde, das Frauenstimmrecht, der Verfassungsartikel über die gleichen Rechte für Mann und Frau und das neue Eherecht.

Bettina Volland